

[Nachdruck verboten.]

85]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

„Zens sah wohl der Zeit entgegen, wo er selbst brotlos da stand. „Schick mir Deine Adresse, Du,“ sagte er. „Und dann verschaffst Du mir was da drüben.“

„Und mir auch,“ sagte Pelle.

„Peter spie aus. „Pfiu Deuebl! das war ein bißchen saure Kohlsuppe, das nehmt man mit nach Haus und grüßt Zeppe, und ich wünsche ihm Prost Mahlzeit! Aber Meister Andres müßt Ihr vielmals grüßen! Und wenn ich schreibe, dann kommt Ihr, hier in diesem Dach ist ja doch nichts zu machen!“

„Laßt Euch man nicht von den Sozialdemokraten auf-fressen!“ rief jemand den Dannenziehenden zu. Das Wort Sozialdemokraten war zu dieser Zeit auf aller Lippen, aber niemand wußte, was es bedeutete, es wurde als Schimpf-wort gebraucht.

„Wenn sie mit ihrem Teufelskram zu mir kommen, dann kriegen sie einen ans Maul!“ sagte Peter schneidig. Und dann setzte sich der Dampfer in Bewegung. Das letzte Hurra bekamen sie von der äußersten Mole. Pelle hätte sich am liebsten in die See gestürzt, so brannte es in ihm, dem Ganzen den Rücken zu kehren.

Und dann ließ er sich von dem Strom über den Hafens-platz bis an das Bierkasszelt führen. Auf dem Wege dahin fing er ein paar Worte von einer Unterhaltung auf, die es ihm heiß um die Ohren machte. Zwei Würger gingen vor ihm her und sprachen.

„Er soll einen solchen Fußtritt gekriegt haben, daß er Blut bricht,“ sagte der eine.

„Ja, es ist schrecklich mit diesem Gefindel! Goffentlich fassen sie den Himmel fest an!“

Pelle drückte sich hinter dem Zelt herum bis an die Oeff-nung, dort stand er jeden Abend und sog das Ganze durch den Geruch ein. Geld, um hineinzugehen, hatte er nicht, aber hier ließ sich eine ganze Menge von der Herrlichkeit auffangen, wenn der Vorhang in die Höhe gezogen wurde, um einen Nachzügler einzulassen. Albinus kam und ging nach Belieben, wie immer wenn da Gaukler im Städtchen waren. Er war, fast ehe er sie sah, mit ihnen bekannt. Wenn er so eine richtige Kraftproduktion gesehen hatte, kam er unter der Leinwand herausgetrocknen, um den Kameraden zu zeigen, daß er das auch könne. Er war so recht in seinem Element, ging auf den Händen auf dem schmalen Bollwerk entlang und ließ den Körper über das Wasser hängen.

Pelle hatte Lust, nach Hause zu gehen und die ganze Ge-schichte zu verschlafen; aber da kam ihm ein glückliches Paar entgegen, eine Frau, die im Tanzschritt daherging und einen jungen, verlegenen Arbeiter fest unterm Arm hielt. „Da, Hans,“ sagte sie, „das ist Pelle, der schuld daran ist, daß wir zwei zusammengehören.“ Dann lachte sie laut in ihrer Freude und Hans reichte Pelle lächelnd die Hand. „Gib Dank dafür,“ sagte er.

„Ja, das war das Tanzfest,“ sagte sie. „Gätt ich meine Tanzschuhe nicht in Ordnung gehabt, dann wär' Hans mit 'ner andern weggeflogen, Dul!“ Sie packte Pelle beim Arm. Und dann gingen sie, herzlich beglückt durcheinander, und in Pelle regte sich der Uebermut wieder ein wenig. Er konnte doch auch so allerlei Kraftkunststücke.

Am nächsten Tage war Pelle an Väder Jörgen aus-geliehen, um Leig zu kneten, der Väder hatte in ganz kurzer Frist eine große Bestellung Schiffszwiebad für „Drei Schwestern“ bekommen.

„Daß Ihr Euch gehörig tummelt,“ rief er jeden Augen-blick den beiden Jungen zu, die die Strümpfe ausgezogen hatten und nun oben in dem großen Knetrog standen und stampften, die Hände um die Leiste, die unter dem Balken festgenagelt war. Die Balkendecke war schwarz von olmigem Holz; Qualm und Staub und schmutziger Leig flossen als schleimige Masse an den Wänden herab. Wenn sie sich zu schwer an die Leiste hingen, rief der Väder zu ihnen hinauf:

„Braucht mir Euer ganzes Gewicht! Runter in den Leig mit Euch, dann kriegt Ihr Füße wie ein Schönjungferlein! Von den Reichdörnern bleibt nicht viel sitzen, wenn wir fertig sind!“

Sören ging für sich einher, gesenkten Hauptes wie immer, hin und wieder senkte er. Dann puffte der alte Jörgen Marie in die Seite, und sie lachten beide. Sie standen dicht nebeneinander, wenn sie den Leig ausrollten, begegneten sich die Hände, sie lachten und schäkerten in einem fort. Aber der Junge sah sie gar nicht.

„Siehst Du denn nicht?“ flüsterte die Mutter ihm zu und stieß ihn hart in die Seite; sie hatte ihre wütenden Augen beständig auf die beiden gerichtet.

„Ach, laß mich in Frieden,“ sagte der Sohn nur und rückte ein wenig von ihr fort. Aber sie rückte ihm nach: „Geh doch hin und laß sie um, das will sie ja! Warum meinst Du, schiebt sie den Busen so vor? laß sie um! Laß ihre Hüften Deine Hände fühlen, wirf den Alten beiseite!“

„Ach, laß mich in Frieden,“ entgegnete Sören und rückte wieder von ihr fort.

„Du verlockst den Vater zu Sünden, Du weißt, wie er ist! Und sie kann sich nicht mehr recht beherrschen, jetzt, wo sie Anspruch darauf hat, in der Sache mitreden zu dürfen. Willst Du das all auf Dir sitzen lassen? Geh doch hin und laß sie rund um! Gau sie, wenn Du sie nicht leiden kannst, aber laß sie fühlen, daß Du ein Mann bist!“

„Na, schaffst Ihr was da oben?“ rief der alte Jörgen zu ihnen herauf und wandte sein lächelndes Gesicht von Marie ab. „Tretet nur zu! Der Leig soll Euch woll alle Ungesund-heit aus dem Leib ziehen! Und Du, Sören, so tummel Dich doch!“

„Ja, so tummel Dich doch, steh da nicht wie ein Blod-sinniger!“ fuhr die Mutter fort.

„Ach, laß mich in Ruhe! Ich hab' keinen Menschen etwas getan, laßt mich doch in Frieden!“

„Pfiu!“ Die Alte spie nach ihm. „Bist Du ein Mann? Laßt andere Deine Frau besingern? Sie muß mit'm alten gichtbrüchigen Kerl vorlieb nehmen! Pfiu! sag ich. Aber am Ende bist Du auch 'n Frauenzimmer, Du? Ich hab' mal 'ne Dirn zur Welt gebracht, ich wußt nich anders, als daß sie gestorben is, aber am Ende bist Du das? Ja, macht Ihr man lange Ohren!“ rief sie den beiden Jungen zu, „so was, was hier vorgeht, habt Ihr noch nie erlebt. Das da is ein Sohn, der seinen Vater alle Arbeit allein tun läßt!“

„Na, schaffst Ihr was?“ rief der alte Jörgen munter.

„Mutter verdreht den jungen Leuten doch woll nich den Kopf?“

Marie stimmte unten ein klangvolles Lachen an.

Zeppe kam und holte Pelle. „Nu sollst Du aufs Rathaus und Prügel haben,“ sagte er, als sie in die Werkstatt kamen. Pelle wurde aschgrau.

„Was hast Du denn nu wieder gemacht?“ sagte Meister Andres und sah ihn betrübt an.

„Ja, und noch dazu unser Kundel!“ sagte Zeppe. „Das hast Du wohl verdient.“

„Kannst Du die Strafe nicht ablösen, Vater?“ fragte der junge Meister.

„Ich hab' vorgeschlagen, daß Pelle 'ne tüchtige Tracht Prügel hier in der Werkstatt haben sollt, in Gegenwart des Adjunkten und des Sohnes. Aber der Adjunkt sagte nein. Er wollte der Gerechtigkeit seinen Lauf lassen.“

Pelle sank ganz zusammen. Er wußte, was es bedeutete, wenn ein armer Junge aufs Rathaus kam und zeitlebens ge-brandmarkt wurde. Sein Gehirn suchte verzweifelt nach Aus-wegen. Es gab nur einen — den Tod. Er konnte den Spannriemen heimlich unter die Bluse stecken und in das kleine Hans hinausgehen und sich erhängen. Er vernahm ein eintöniges Getöse, das war Zeppe, der eine Ermahnungsrede hielt, aber die Worte hörte er nicht: seine Seele hatte die Wanderung in den Tod bereits angetreten. Als das Getöse innehielt, erhob er sich geräuschlos.

„Was? Wo willst Du hin?“ fuhr Zeppe auf.

„Nach dem Hof,“ sprach er wie ein Nachtwandler.

„Willst Du den Spannriemen vielleicht mit rausnehmen?“ Zeppe und der Meister wechselten beredte Blicke. Da trat Meister Andres auf ihn zu: „So dumm wirst Du doch nicht sein?“ sagte er und sah Pelle tief in die Augen. Dann machte er sich zurecht und ging in die Stadt.

„Welle, Du Teufelsjunge,“ sagte er, als er nach Hause kam, „nur bin ich von Herodes zu Pilatus gelaufen und habe es so geordnet, daß Du davon abkommst, wenn Du um Verzeihung bittest. Um eins mußt Du nach dem Gymnasium gehen. Ueberleg Dir aber vorher, was Du sagen willst, denn die ganze Klasse soll es mit anhören.“

„Ich will nicht um Verzeihung bitten!“ es entrang sich ihm wie ein Schrei.

Der Meister sah ihn zögernd an: „Das ist doch keine Schande, wenn man unrecht gehandelt hat.“

„Ich habe nicht unrecht gehandelt. Sie haben angefangen, und sie haben mich schon lange gehänselt.“

„Aber Du hast geschlagen, Welle, und die Feinen darfst man nicht schlagen; sie haben ein ärztliches Attest, das Dir den Garauß machen kann. Verkehrt Dein Vater vielleicht mit dem Amtsrichter, Du? Sie können Dich für den Rest Deines Lebens ehelos machen, ich meine, Du solltest das geringere Uebel wählen.“

Nein, Welle konnte sich nicht entschließen. „Dann sollen sie mich lieber durcheinander!“ sagte er verbissen.

„Na, ja, dann findet es um drei Uhr auf dem Rathaus statt,“ sagte der Meister kurz, während es ihm um die Augen rot wurde.

Wölliglich fühlte Welle, wie wehe sein Eigensinn dem jungen Meister tun mußte, der, lahm und krank wie er war, um feinetwillen durch die ganze Stadt gerannt war, „Ja, ich will es tun,“ sagte er, „ja, ich will es tun!“

„Ja, ja,“ erwiderte Meister ruhig, um Deiner selbst willen also. Und dann glaube ich, daß Du Dich jetzt fertig machen mußt.“

Welle schlenderte von dannen; es war nicht seine Absicht, um Verzeihung zu bitten, also hatte er reichlich Zeit. Er ging wie im Schlaf, in ihm war alles tot. Die Gedanken gingen interessiert alles Gleichgültige auf und verweilten dabei, als gelte es, irgendetwas durch Plaudern hinzuhalten. Der verstrickte Anker ging mit seinem Sandsack über dem Nacken die Straße hinab, die dünnen Beine wackelten unter ihm. „Ich sollte ihm tragen helfen,“ dachte Welle demütig, während er weiterging, „ich sollte ihm tragen helfen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Sohn der Magd.

Ich plane ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird. Ich will von meinesgleichen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeichnen, und dieser Mensch werde ich sein. Einzig und allein ich.“ Mit diesen stolzen Worten hebt die erste moderne Selbstbiographie an, die „Bekennnisse“ Rousseaus, im englischen Eril von dem Drei- undfünfzigjährigen begonnen; sein „Emil“, von Goethe das Natur- evangelium der Erziehung genannt, war vom Henker als gottlos verbrannt worden, er selbst aus Frankreich, seiner zweiten Heimat, flüchtig, aus seinem schweizerischen Vaterlande vertrieben. Hundert Jahre nach dem Erscheinen der „Bekennnisse“ läßt der siebenunddreißigjährige August Strindberg die ersten Bände einer Selbstbiographie, betitelt „Der Sohn der Magd“^{*)}, von der Schweiz ausgehen; er hatte Paris, das Zentrum der Zivilisation nach damaliger Anschauung, mit der abgeschiedenen Alpenfreiheit vertauscht, hatte sich selbst aus seinem schwedischen Vaterlande verbannt, in dem er eine Anklage wegen Gotteslästerung in seinen sozial- pädagogischen Romanen „Geiraten“ unlängst siegreich niedergelämpft. Den „Bekennnissen“ war Rousseaus Prophezeiung zum Trost, eine zeitgemäße und ebenbürtige Nachfolge erwachsen. Der Schweizer Uhrmachersohn hatte das Recht der Natur gegen Absolutismus und Feudalismus angerufen und so die Befreiung des Bürgertums durch die französische Revolution vorbereitet. Der Schwede, der sich selbst als Sohn der Magd bezeichnete, wollte damit sein bisheriges Leben und Leiden unter die Wirkung des Klassengegensatzes

und des Klassenbewußtseins rücken; er fühlte und bekannte sich als Sozialist. Der Zusammenhang zwischen Rousseau und Strindberg beschränkt sich nicht nur auf äußere Parallelen. Eine innere Verwandtschaft eint sie nach Charakter wie Idee.

Strindbergs Ausnahmestellung in der gesamten heutigen Literatur wird bestimmt durch seine Universalität. Seine Universalität in bezug auf die Wahl der Stoffe; seine Universalität in bezug auf die Beherrschung der Form, dichterischer wie wissenschaftlicher; seine Universalität in bezug auf die Entwicklungsfähigkeit des schöpferischen Gehalts; seine Universalität in bezug auf Hingabe seines persönlichen Menschen an sein Werk. Kein anderer hat so vielfältig und rastlos die Fragen seiner Zeit gestaltet und zu beantworten gesucht, kein anderer sich so furchtlos und verschwenderisch, bis an die Grenzen der Selbstvernichtung, dafür eingelebt. Schon äußerlich genommen wird seine Produktion von keinem der Mit- lebenden, von wenigen der früheren übertroffen. Sie zählt heute an oder gar über hundert Buchtitel, davon gegen die Hälfte Dramen, ein Viertelhundert Romane, Novellen und Selbstbiographie, ein viertes Viertel wissenschaftlicher Schriften, und endlich einige Bände Verse. Die deutsche Gesamtausgabe, die sich der Vollendung nähert, gibt den größten und wesentlichen Teil davon in vierzig starken Großoktavbänden wieder.

Diese äußere Ausdehnung des Werks gibt der erwähnten Ent- wicklungsfähigkeit des inneren Gehalts weitesten Spielraum. Der Wechsel allgemeiner Anschauungen, unter denen die einzelnen Erlebnisse gestaltet werden, diese Veränderlichkeit der „Standpunkte“, ist bei Strindberg immer mehr verblüfft bemerkt, als verständnisvoll erklärt worden. Für ein kampf- und arbeits- reiches Leben ist es typisch, daß sich die jugendlichen Anschauungen mit der Reife und dem Alter wandeln, oft bis in ihr völliges Gegenteil. Bei Strindberg verläuft der Weg nicht so einfach, er scheint in sich zurückzukehren und sich zu verschlingen. Der um mit seinem Landsmann Ola Hansson das glückliche Bild einer Spiral- linie darauf anzuwenden: „daß Strindbergs Standpunkt von heute immer über seinem Standpunkt von gestern zu liegen kommt, und er denselben Blick von einem stets höheren Aussichtspunkte gewinnt.“ In einem Zeitraum von drei Jahrzehnten befeuert sich ein in- brünstiger Wahrheitsucher nacheinander zum kirchlichen Kinder- glauben, zu Materialismus und Sozialismus, zu krafftem Individualismus, und wieder zu bürgerlichem Glauben, zu skeptischer Weltbetrachtung, zu überirdischen Versöhnungsträumen. Eins schließt das andere unerbittlich aus, scheinbar unvermittelt folgen sich diese Gegensätze aufeinander, kein Ausgleich der Widersprüche wird ange- strebt, im Gegenteil: der Dichter widerruft und verleugnet frant seine jeweilige Vergangenheit. In dem jüngst verfaßten Vorwort zur deutschen Ausgabe zur „Entwicklungsgeschichte einer Seele“ er- klärt er etwa: „Die Persönlichkeit des Verfassers ist mir ebenso fremd geworden, wie sie dem Leser fremd ist — und ebenso unsympathisch.“ Er muß erlauben, daß der Kritiker hier seiner unterscheidet, indem er unter dem „Verfasser“ keine ungeteilte geistige Potenz, sondern zum mindesten eine Doppeltheit der Art sieht, daß er bis zu einem Grade solche und ähnliche Behauptungen wie die zitierte widerlegt, indem er sich auf den „Verfasser“ selbst, unabhängig von seinen sonstigen Wandelungen, stützt.

Verfolgt man nämlich durch Strindbergs gesamtes Schaffen nicht mehr die Lebensanschauungen und ihren Wechsel, sondern den dichterischen Stil, so ist man überrascht, wie ungleich stetiger dieser verbleibt und harmonisch sich entfaltet. Strindberg ist nie der Mann klassischer ästhetischer Theorien gewesen, wenn er einmal allge- meine Gedanken über seine Kunst in den Druck gab, so tat er das mit dem greifbaren Ziel praktischer Wirkung, wie etwa in Theater- fragen. Er hat weder eine lange Lehrzeit gebraucht, noch auch viel experimentiert, um seinen allereigensten Aus- druck zu finden, der ihm dann auch durch alle inneren Umstürze dienstbar und treu geblieben ist. Strindbergs Stil in seiner Vollendung ist stets so persönlich gewesen, daß der An- schluß an eine Schule oder Richtung nicht in Frage kam, ebenso wenig wie Abkehr und Bekämpfung. Er war von Anfang an Realist, ohne je die letzte Lebenswahrheit bei einem konsequenter Naturalismus suchen zu wollen; er verfügte als solcher noch stets über einen so reichen Fonds von Lyrik, daß sich ein übermächtiges Gefühl nicht der alleinseligmachenden Romantik in die Arme zu werfen brauchte; er sah die Dinge stets im weitesten Rahmen des Alls und der Menschheit, so daß er es nicht nötig hatte, gewaltsame Brunt- und Feiertagsgedanken herauszutreiben und sie in einen be- sonderen hohen Tempelstil zu fassen. Dem wachen Alltag gegenüber vergißt er nie den Poeten, der alle unsichtbar mitschwingenden Gefühlsteine erlauscht und weiterlingen läßt; in den Spähren mystischen Glaubens malt er Mächten und Mächte greifbar, scharf- umrissen wie am hellen Tage. Während des Vierteljahrhunderts, das etwa zwischen dem Drama „Meister Dlof“ oder dem Roman „Das rote Zimmer“ einerseits und zwischen „Gustaf Vasa“ oder den „Gotischen Zimmern“ andererseits liegt, ist von einer wesentlichen Wandlung des künstlerischen Stils nicht die Rede. Gewiß ist er ge- reift und entwickelt, aber an Stamm und Wurzel unverändert der- selbe. Mit Ausnahme seines ersten großen Dramas, des „Meister Dlof“, das nacheinander fünf verschiedene Fassungen erhielt, hat Strindberg sich in künstlerischer Hinsicht nie widerrufen. Bei Neuauflagen hat er nie etwas geändert oder fortgelassen, geschweige denn ganze Werke unterdrückt, die er gedanklich als über-

*) Strindbergs Selbstbiographie umfaßt bis jetzt acht Bände: 1. Der Sohn der Magd. Entwicklungsgeschichte einer Seele. 1849—67 (1886). 2. Gärungszeit. 1867—72 (1886). 3. Im roten Zimmer. 1872—75 (1887). 4. Die Weichte eines Forns (1893). 5. Inferno (1897). 6. Legenden (1898). 7. Einsam (1902). 8. Ent- zweit (1903). Die deutsche Gesamtausgabe, übersetzt von Emil Schering (München bei Georg Müller) bringt diese acht Bände in fünf und zwar: 1. und 2. unter dem Titel: „Der Sohn einer Magd“, 3. als: „Die Entwicklung einer Seele“, 4. als 3., 5. und 6. als 4., und 7. und 8. als 5. Band. Gegenüber einer früher, von anderer Seite unter dem Titel: „Die Vergangenheit eines Forns“ veranstalteten Uebersetzung von 1—3, sowie gegenüber der schwedischen Ausgabe ist „Die Entwicklung einer Seele“ um zwölf bisher unveröffentlichte Kapitel vermehrt, die die Erzählung bis ins Jahr 1886 führen.

wunden erklären mußte. Nach alledem kann für ihn selbst wie für uns das Zentrale, Unveränderliche seiner Persönlichkeit nur der Dichter sein und nicht der Denker.

Der Dichter, der Bildner. Im Griechischen etwa gibt dieser Typ seine inneren Stimmungen und Empfindungen durch sinnensfähige Gegenstände der Außenwelt von gleichem Gefühlswert wieder. In der Menschenschilderung des Romans und des Dramas stellt er entweder eigene Charakterzüge und Strebungen in phantasiegeschaffenen Figuren heraus oder er erfüllt von außen ergriffene Gestalten mit seinem eigenen Geist und Blut. In diesem Sinne ist Dichtung seelische Verwandlungskunst. Das Leben all seiner Geschöpfe muß auch der Dichter einmal in seinem Innern durchlebt haben, waren auch verkürzt, zusammengedrängt, nur in den Hauptmomenten, und eben nur innerlich, „in der Phantasie“. Im „Sohn der Magd“ bekennt Strindberg beispielweise von einem seiner ersten Dramen, dem Finakter „Der Friedlose“ (1871), er habe darin sich selbst in fünf Personen verkörpert: „Im Jarh, der gegen die Zeit kämpft; im Dichter, der überschaut und durchschaut; in der Mutter, die sich empört und rächt, deren Nachgier aber durch ihr Mitgefühl aufgehoben wird; in dem Mädchen, das mit dem Vater ihres Glaubens wegen bricht; in dem Geliebten, der eine unglückliche Liebe trägt.“ Der Dichter verstände die Motive aller handelnden Personen; er spräche für die Sache aller. — Geht das Mitleben des Autors mit seinen Geschöpfen nicht nur auf eine zufällige Situation, hat er vielmehr nachspürend ihr ganzes Dasein mit dessen letzten Motiven, mit dessen prinzipiellen Grundfragen durchdrungen, zwingt ihn schließlich der mit seinem Erkenntnis- und Schaffensdrang wachsende Stoffkreis immer neue und wesensverschiedene Individuen und Typen ins Leben zu rufen, so werden auch die Gegensätze und Widersprüche zwischen seinen Geschöpfen als Kämpfe in seiner eigenen Seele weiterwüthen, in ihrer höchsten Entfaltung als unerbittlicher Widerstreit von Weltanschauungen und Morallehren. Und der Dichter darf doch, wenn anders er nicht die Kunst verraten will, in diesem Streit, den er aus der ganzen Umwelt seiner Zeit gleichsam in seine Brust gesammelt hat, dennoch keine Partei ergreifen, weder für noch wider. Sein Richteramt gilt erst der Zukunft. „Der Dichter“, heißt es mit einer gewissen Annäherung an diese Gedanken in der „Entwicklung einer Seele“, „ist ein Experimentator, der in gedichteten Bildern zu konstruieren sucht, wie die Zukunft unter den und den gegebenen Verhältnissen aussehen könnte...“ In diesem Begriff des Experimentators liegt das volle Eingeständnis, daß der Dichter sich fremde Seelenzustände, ja ganze Charaktere, erschaut oder erträumte, bis zur Selbstvergessenheit zu eigen macht, indem er in sie wie in eine Maske oder Verkleidung hineinschlüpft und daraus hervorragt, sie beiseite wirft, nachdem er sich in ihnen ausgelebt hat, und sie alsbald wieder gegen neue vertauscht. Dieses klare Bewußtsein, als Schöpfer über seinen Geschöpfen zu stehen, hat Strindberg unverändert begleitet. Ein Passus aus dem Roman „Die gotischen Zimmer“ von 1904 klingt aus wie eine breitere und deutlichere Ausführung jenes Gedankens von 1886. Es taucht dort der gealterte Held des „Roten Zimmers“, Arvid Falk, der niemand anderes ist als Strindberg selbst, im Hintergrunde wieder auf und jemand, der ihn einen wunderlichen Kerl nennt, der schließlich in Streit mit sich selbst geraten sei, wird eines besseren belehrt! „Er experimentierte mit Standpunkten und als gewissenhafter Laborator stellte er Kontrollexperimente an, stellte sich verkehrsweise auf die Seite des Gegners... und wenn das Gegenexperiment negativ ausfiel, kehrte er zu dem bewährten Ausgangspunkt zurück.“ Er sei darin dem dänischen Denker Kierkegaard vergleichbar, der sich in jedem Werk ein anderes Pseudonym gab, während die Summe all seiner Pseudonymen immer nur sein eigenes Selbst bildete. „Falk war ein Biograf, der mit seiner eigenen Seele experimentierte, stets mit offenen Wunden ging, bis er sein Leben hingab für das Wissen, ich will das mißbrauchte Wort Wahrheit nicht anwenden. Und sollten seine gesammelten Schriften einmal herauskommen, so dürfte nicht ein Wort daran geändert werden, sondern alle Widersprüche schlossen sich unter dem gemeinsamen Kierkegaardischen Titel zusammen: Stadien auf dem Lebenswege.“ Der Verfasser der „Entwicklungsgeschichte einer Seele“ von 1886, der sich selbst 1909 fremd und unsympathisch geworden sein will, ist demnach nicht der Verfasser, der das Buch geschrieben hat, sondern der, der darin beschrieben wird.

Darum aber auch verwahrt sich der Strindberg von 1909 an derselben Stelle mit Recht dagegen, seine seelische Entwicklungsgeschichte von 1886 als Memoiren oder Bekenntnisse zu nehmen. Wie im Texte selbst bereits nennt er sie jetzt noch „einen Bücherabschluß oder eine Abrechnung“. Er hätte sie ebenjogut „Dichtung und Wahrheit“ im klassischen Sinne nennen können. Denn sie stellt sich dar als die gedichtete Jugendgeschichte eines Mannes (in engem Anschluß an des Dichters eignes Leben), dem ein in Wahrheit erst allmählich aufdämmendes Klassenbewußtsein von Anfang an zugehört wird. Dieser Held des Romans ist es denn, „der die Entstehung und Entwicklung seiner Seele untersucht“, wie sie unter allen zusammenwirkenden Ursachen von Erbllichkeit, Erziehung, Naturell, Temperament entstanden und sich unter dem Druck und der Einwirkung der äußeren Ereignisse und geistigen Bewegungen der historischen Epoche entwickelt hatte.“ Und er gibt sie wieder unter dem Druck und der Einwirkung von Klassegegensätzen, im vollen Bewußtsein eigener Zugehörigkeit zur „Unterklasse“. Die heute in Schweden geläufigen Begriffe von „Oberklasse“ und „Unterklasse“ stammen von

Strindberg. Er selbst ist keineswegs proletarischer Abkunft, sondern Sproß einer gutsituierten Kaufmannsfamilie, die zufällig in seinen ersten Kinderjahren unter geschäftlichen Mißerfolgen des Vaters zu leiden hatte. Die Mutter dagegen, die sich vor der Ehe als Dienstmädchen und Kellnerin hatte ernähren müssen, hat ihm die Instinkte und Gedanken vererbt, die den Sohn immer wieder zur Unterklasse ziehen, während der Vater mit den Merkmalen und Gewohnheiten des Wohlstandes ihn zu sozialem Aufstieg verpfichtet und mit den entgegengesetzten Gefühlen der Oberklasse erfüllen möchte. Diese Gegensätze bilden den tiefsten und letzten Konflikt seiner seelischen Entwicklung, der sich besonders bei der Berufswahl auf das Verhängnisvollste geltend macht. Strindberg war nacheinander Hauslehrer, noch als Schüler, und veruchsweise Prediger, Philosophiestudent und gleichzeitig Volksschullehrer; Mediziner und Schauspieler; Schriftsteller und Maler; Redakteur, Telegraphist, königlicher Bibliothekar. Was ihn immer wieder von neuem losreißt und weiterrückt, ist der unerbittliche Zwang einer bestehenden Gesellschaft, in ihren tausend Formen, der seine Entwicklung unterworfen war, in Schule, Familie, jeder ökonomischen Abhängigkeit, und andererseits das Entfaltungsbedürfnis seiner eigenen Persönlichkeit, die neuen menschlichen Daseinsformen dienen möchte. Dieser ungestüme Drang, der sich im gleichen Tempo mit seiner Phantasie nicht realisieren will, läßt ihn die „Utopien in der Wirklichkeit“ erfinden, Idealbilder im Sinne Saint-Simons und Fouriers, künstlich eher als künstlerisch. Die Tyrannei der Gesellschaft treibt ihn später in den extremen Individualismus, aus dem ihn erst wieder eine religiöse Einkehr erlösen sollte.

„Der Sohn einer Magd“ ist heute, ein Vierteljahrhundert nach der Entstehung, noch das stärkste dichterische Dokument seiner Gattung, ein Dokument mit allen Anzeichen der Uebergangszeit, in der wir noch stehen, eben jenes Ueberganges von der Herrschaft einer Oberklasse zu ihrer Gleichsetzung mit der Unterklasse. Und in dieser Uebergangsepoche konnte es nur entstehen, nicht als gedankliches Bekenntnis, sondern als dichterisches Bild aus einer so weitumfassenden Phantasie, wie die Strindbergs es ist, dessen ganzes Lebenswerk einen Titanenkampf des Bildners gegen die Zerissenheit und mangelnde Kultureinheit dieser Uebergangszeit bildet.

Alfons Fedor Cohn.

(Nachdruck verboten.)

Der Panamakanal.

Ein neuer Weg des Weltverkehrs

Von Hanns Günther.

Als Junge habe ich häufig darüber nachgegrübelt, warum die Natur eigentlich ihren Kindern überall so große Berge vor die Nase gesetzt hat, die gerade den Eintritt in die gelobten Länder der Erde verwehren. Da sind die Alpen, die wie ein dicker Riegel quer vor Italiens Fluren liegen, die Pyrenäen, die Spanien sperren und viele andere Ketten noch, die ich damals alle kannte und nannte. Heute bin ich ein wenig von der Meinung abgekommen, daß alles auf Erden dem Menschen diene, und daß es deshalb hübsch für ihn eingerichtet sein müsse. Aber geblieben ist mir aus jener Zweifelszeit immer die Achtung davor, mit welcher Geschicklichkeit und welchem Aufwand an Geld und Zeit die Menschen überall schaffen und tagewerken, um diese natürlichen Mauern zu durchbrechen. Tunnels hat man gegraben und Wasserstraßen und Eisenbahnen gebaut, alles nur zu dem einen Zweck, Grenzen zu überwinden und Entfernungen zu durchfliegen, die die Natur ursprünglich als Hindernisse schuf. Auch in unseren Tagen ist wieder ein Werk der Vollendung nahe, das Mutter Natur ein Schnippchen schlägt, und das wieder einmal zeigt, daß die Menschenkinder der alten Dame heute doch ein wenig über sind.

Denken wir uns für ein paar Stunden hinüber nach dem amerikanischen Kontinent. Von den arktischen Regionen zieht er sich hinunter bis bald in die Antarktis hinein. Im Norden ist das riesige Viereck, das die Vereinigten Staaten mit Mexiko und ein paar anderen Ländern füllen. Im Süden hängt der dreieckige Zipfel Südamerikas tief herab, und in der Mitte dazwischen liegen als schmaler Verbindungssteig die zentralamerikanischen Staaten. Dieser schmale Landstreifen, der in Wirklichkeit auch eine trennende Mauer ist, hat die Menschen jahrhundertlang schon geärgert. Er zwingt Schiffe, die etwa bei Colon und Panama anlern, und die sich hier — bildlich gesprochen — ungefähr durch das Sprachrohr anrufen können, ganz Amerika zu umfahren, wenn sie zueinander kommen wollen, und diese Reise ist natürlich kein Kapensprung, denn es handelt sich da um ungefähr 20 000 Kilometer Weges. Dazu liegt Amerika mit seinen Ländermassen gerade zwischen den alten Kulturstaaten Westeuropas und den reichen Gefilden Asiens, so daß natürlich der Umweg von jeher dem Handel arg hinderlich war. Was lag näher, als einen Weg durch diese Landbrücke hindurch zu suchen, um so die Reise, die einmal notwendig war, so viel wie möglich abzukürzen.

Gleich mit der Entdeckung Amerikas beginnt denn auch schon das Sehnen und Trachten nach einer solchen Verbindung, aber erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts kommt Klarheit in diese Pläne hinein. Kalifornien war damals gerade in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen. Die Welt wurde durch die ersten

Goldfunde dort überrascht, und nun strömten Tausende von Goldgräbern aus dem Osten herbei, die alle das neue Goldland erziehen wollten. Die meisten kamen mit Dampfern in Greytown an und wanderten quer über die Landenge von Panama oder westlich durch Nicaragua. Viele erkrankten, noch mehr verhungerten, und Hunderte erlagen dem gelben Fieber und der Malaria. Aber immer neue Scharen folgten, und so entschloß man sich um 1855 zum Bau einer Eisenbahnlinie von Colon nach Panama, die dann zum Aufschluß Kaliforniens wie überhaupt der westlichen Staaten Amerikas umgekehrt beitrug. Die goldene Ernte, die die Bahngesellschaft einheimste, zeigte die Möglichkeit eines Kanals im günstigsten Lichte, und nun wurden in den folgenden Jahren die Landenge hinauf und hinab Vermessungen ausgeführt und Expeditionen ausgeschickt, die die besten Stellen für eine Durchgrabung feststellen sollten. Nach allen Vorarbeiten aber ergab sich, daß eigentlich nur zwei Wege wirklich in Frage kommen konnten, der durch die Landenge von Panama und der Nicaraguakanal, für den besonders die amerikanischen Ingenieure waren. Die europäischen Sachverständigen hielten mehr von dem Panama-Projekt, und zu ihren Gunsten entschied sich dann die französische Gesellschaft, die sich 1879 für den Bau des Kanals bildete. Ferdinand v. Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, stand als Ehrenpräsident an der Spitze, und das schuf dem neuen Unternehmen anfänglich die günstigsten Aussichten und den größten Kredit. Doch die Aussichten trogen, und um 1888 erfolgte der Zusammenbruch der Panama-Kompagnie, der damals in Frankreich riesiges Aufsehen erregte, weil Tausende von kleinen Sparern ihr Geld dabei verloren.

Die Geschichte des Kanals geht über diesen Zusammenbruch ruhig weiter. Fünf Jahre lang lagen die Arbeiten still, dann aber wurden sie von einer neuen französischen Gesellschaft wieder aufgenommen und langsam fortgeführt, bis die Vereinigten Staaten eines Tages erkannten, wie wichtig dieser Wasserweg für sie werden könne. Im Jahre 1902 erhob der Kongreß in Washington den Bau eines zentralamerikanischen Kanals zum Gesetz. Man unterhandelte mit Kolumbien, dem die Landstrecken, durch die der Kanal geführt wurde, gehörten, aber dies weigerte sich, das Land zu verkaufen, da ihr die angebotene Summe zu niedrig schien. Die Kolumbier selber waren anderer Meinung. Der nördliche Teil des Landes rebellierte, erklärte sich zur Republik Panama, und schloß im November 1903 mit der Union den Panamakanalvertrag, durch den die Vereinigten Staaten einen sich quer durch die Landenge von Panama erstreckenden Landstreifen von 16 Kilometer Breite erwarben, dessen Mittellinie der Kanal bildet und innerhalb dessen die Union alle Hoheitsrechte besitzt. Im April 1904 folgte der Ankauf der französischen Gesellschaft, die den Vereinigten Staaten das ganze Unternehmen mit allen fertigen Arbeiten, Maschinen, Anordnungen, Baumaterialien usw. für 160 Millionen Mark abtrat.

Der Anfang des Kanals liegt bei Colon, etwa 7 Kilometer von der Küste entfernt. Er führt zunächst durch die sich von Colon südlich erstreckende Limonbucht und dann von da als 150 Meter breite Wasserstraße 4 Kilometer weit quer durch das Land bis Gatun, wo er auf den Chagresfluß trifft. Ursprünglich wollte man in seinem Bett den Kanal weiterführen, aber dann merkte man, daß der Wasserstand des Flusses wie der aller tropischen Ströme außerordentlich schwankt, so daß die in einer Sekunde bei Hochwasser abfließende Wassermenge den 300fachen Betrag vom Sekundenabfluß bei niedrigstem Wasserstand erreichte. Deshalb ist man dazu übergegangen, die Fluten des Chagres durch einen bei Gatun errichteten Damm abzulassen und in einem großen Binnensee anzuspeichern. Der Gatundamm besteht aus zwei Flügeln, die sich in einem stumpfen Winkel treffen. Er ist 2400 Meter lang, hat am Grunde eine Breite von 600 Metern und bei einer Gesamthöhe von 45 Metern nur ganz flache Böschungen. Nach seiner Fertigstellung staut er als die gewaltigste Talssperre der Welt einen See von 424 Quadratkilometer Fläche auf, dessen Spiegel 26 Meter über der mittleren Meeressfläche beider Ozeane liegt. Neben der Regulierung des Chagres wird das Wasserbecken gleichzeitig die Wasserspeisung der gesamten über der Meereshöhe gelegenen Kanalstraße besorgen.

Um bei besonders hohem Wasserstand des Chagres Uebersflutungen zu verhindern, ist in der Mitte des Gatundammes ein kleines Schleusenwerk angebracht, das gleichzeitig die Kraft für die elektrischen Anlagen am ganzen Kanal und für die beiden Städte Colon und Panama liefert.

Die Zuverlässigkeit des riesigen Damms ist natürlich für den Bau des ganzen Kanals von allergrößter Bedeutung, und die Folgen eines plötzlichen Dammbrechens nach Eröffnung des Kanals lassen sich überhaupt nicht übersehen. Um so mehr muß man hier den Bedenten Gehör schenken, die bereits seit Jahren von verschiedenen Seiten gegen den Dammbau geltend gemacht wurden, die die Bauleitung jedoch immer wieder zu beschwichtigen verstand. Der Damm, auf dem der Kanal ruht, besteht aus wasserundurchlässigem Lehm. Er wird aber von zwei allen Kanälen des Chagresflusses durchzogen, die jetzt mit Sand, Kies, Muscheln usw., also mit recht durchlässigem Material gefüllt sind. Diese Kanalschichten gehen bis zu einer Tiefe von 88 Meter, und man hat daher unterhalb des Damms mit einer mächtigen Schicht zu rechnen, die dem Druck der aufgestauten Wassermassen vielleicht nicht genügend Widerstand leisten kann, so daß Durchsickerungen entstehen, die den Bestand der ganzen Anlage gefährden. Die Bauleitung betont aller-

dings immer wieder, daß die Fundierung eine durchaus sichere sei. Sie stützt sich dabei auf die Ergebnisse von Bohrungen, die man kürzlich angestellt hat. Es ergab sich dabei zwar, daß unter dem Damm Lehm und Sand abwechseln, aber das Bohrloch zeigte in seinen Wandungen bis zum untersten Ende nicht die geringste Neigung zum Bröckeln, und daraus schließt man, daß der Boden so fest ist, daß er wohl allen Druckwirkungen widerstehen wird, zumal die Sandschichten von einer harten Lehmmasse eingeschlossen sind, die ihnen an allen Seiten Halt gibt. Nur die obersten Sandmassen in einer Mächtigkeit von etwa 27 Meter sind ohne solche Gegenwirkung, und hier mußte man deshalb durch seitlich eingesenkte wasserundurchlässige Massen künstlich den nötigen Halt geben. Allerdings fragt es sich, ob die bei den Proben hergestellten Verhältnisse mit der späteren Wirklichkeit tatsächlich übereinstimmen, oder ob dann vielleicht noch ganz andere Druckbedingungen entstehen. Darauf kann natürlich erst die Erfahrung Antwort geben.

Der Damm selbst wird durch einfaches Anschütten ohne Einrammen von Pfählen oder sonstige Fundierungen gebaut. Als man vor etwa 4 Jahren mit diesem Plan des Dammbaues herauskam, erhoben sich zahlreiche warnende Stimmen, so daß man nockdringenden Konzeptionen machen mußte. Man begann damals, den Boden durch das Einrammen von Pfählen zu festigen, hörte aber bald wieder auf, da man auf Grund der neueren Untersuchungsresultate glaubte, diese Vorsorge sparen zu können.

Im Januar 1911 hatte der Damm bereits eine Höhe von 25 Metern erreicht. Er besteht aus zwei seitlichen Anschüttungen von Gestein, zwischen denen sich eine Zwischenwand aus feinem Material befindet, das dem Wasser den Weg verwehrt. Für diese Zwischenlage benutzt man einfach das gleiche Material, auf dem der Damm steht, also den vom Chagres herangespülten Schlamm. Die Gesteinswände sollen der wasserundurchlässigen Schicht den nötigen Halt verleihen, und eine Verschiebung durch den Wasserdruck verhindern. Wie sich der Damm heute dem Auge darbietet, macht er allerdings den Eindruck größter Sicherheit und riesiger Widerstandskraft. Der Neigungswinkel der Dammoberfläche zur Erde ist so gering (1:10), daß man es eher mit einer sanften Bodenanstiegung als mit einem künstlichen Bauwerk zu tun zu haben glaubt, und diese Täuschung wird dadurch vollständig, daß die unteren Teile bereits mit dichtem Graswuchs bedeckt sind.

Anfänglich befürchtete seitliche Bodenverschiebungen und Bodenwellungen durch den Druck des Damms sind, wie die Ingenieure vorhergesagt, nicht eingetreten, wohl in erster Linie infolge der flachen Form, die so breit nach beiden Seiten auslagert.

Da der Gatunsee 26 Meter über dem Meeresspiegel liegt, müssen die Schiffe natürlich vor dem Eintritt in den See auf diese Höhe gehoben werden. Das geschieht durch drei gewaltige Doppelschleusen, von denen jede ein Drittel des Höhenunterschiedes überwindet, und die, wie alle übrigen Schleusenwerke des Kanals, 330 Meter lang und 33 Meter breit bei einer Wassertiefe von 12 1/2 Meter sein werden. Diese Abmessungen genügen, um selbst die allergrößten Schiffe noch aufzunehmen. Die Schleusen sind doppelt gebaut. Es liegen also dreimal je zwei nebeneinander, und so können zu gleicher Zeit Schiffe in steigender und in fallender Bewegung, also sowohl von Süden nach Norden wie auch von Norden nach Süden befördert werden. Weiter hat jede Schleuse eine größere und kleinere Abteilung, so daß große und kleine Schiffe ohne Gefahr gleichzeitig befördert werden können. Der Schleusenbau bei Gatun ist heute schon so weit vorgeschritten, daß man sich ein Bild von der ungeheuren Mächtigkeit dieser Bauwerke machen kann. Bis zur Fertigstellung werden ungefähr 4 Millionen Kubikmeter Beton verbraucht sein, zu deren Herstellung eigene riesige Anlagen geschaffen wurden. Die notwendigen Steine kommen von Porto Bello, einem kleinen Dorfe an der Küste des Atlantischen Ozeans. Das Gestein wird in riesigen Mühlen gemahlen, durch Boote nach Aristobal, einem Ort am atlantischen Eingang des Kanals, geführt und von hier durch die schon im Betrieb befindliche Kanalstraße nach Gatun geschafft. Der Sand kommt von Nombre de Dios, einem zweiten Küstenort, und den Zement liefert New York. Der Boden, auf dem die Schleusen stehen, ist mit einer 6 Meter dicken Zementschicht belegt. Die Quermauern haben eine Grundbreite von 13—15 Meter und sind am oberen Ende immer noch 2,4 Meter breit. Die Schleusentore sind aus Stahl hergestellt, und zwar in doppelter Konstruktion mit einem beträchtlichen Zwischenraum, damit sie nicht etwa einmal beide herausgerissen werden können. Wenn ein Schiff zufällig gegen ein Tor fahren und dieses zertrümmern sollte, so bleibt immer noch das zweite Tor unberührt. Außerdem liegen schwere Schutzketten vor den Toren, die bei solchen Unfällen den ersten Stoß aufnehmen würden. Durch die Schleusen darf kein Dampfer mit eigener Kraft fahren. Riesige, elektrisch betriebene Lokomotiven ziehen die Schiffe hinein und hindurch. Für die Leistungsfähigkeit der Schleusen und des ganzen Kanals ist naturgemäß die Zeit, in der die Schleusen gefüllt werden können, von der größten Bedeutung. Man hat berechnet, daß die Füllung einer Schleusenkomplexe etwa eine Viertelstunde in Anspruch nehmen wird. Im ganzen sollen etwa 48 Durchschleusungen täglich vorgenommen werden, und wenn diese Zahl eingehalten wird, würde die Leistungsfähigkeit des Kanals die des Suezkanals bald viermal übersteigen.

(Schluß folgt.)